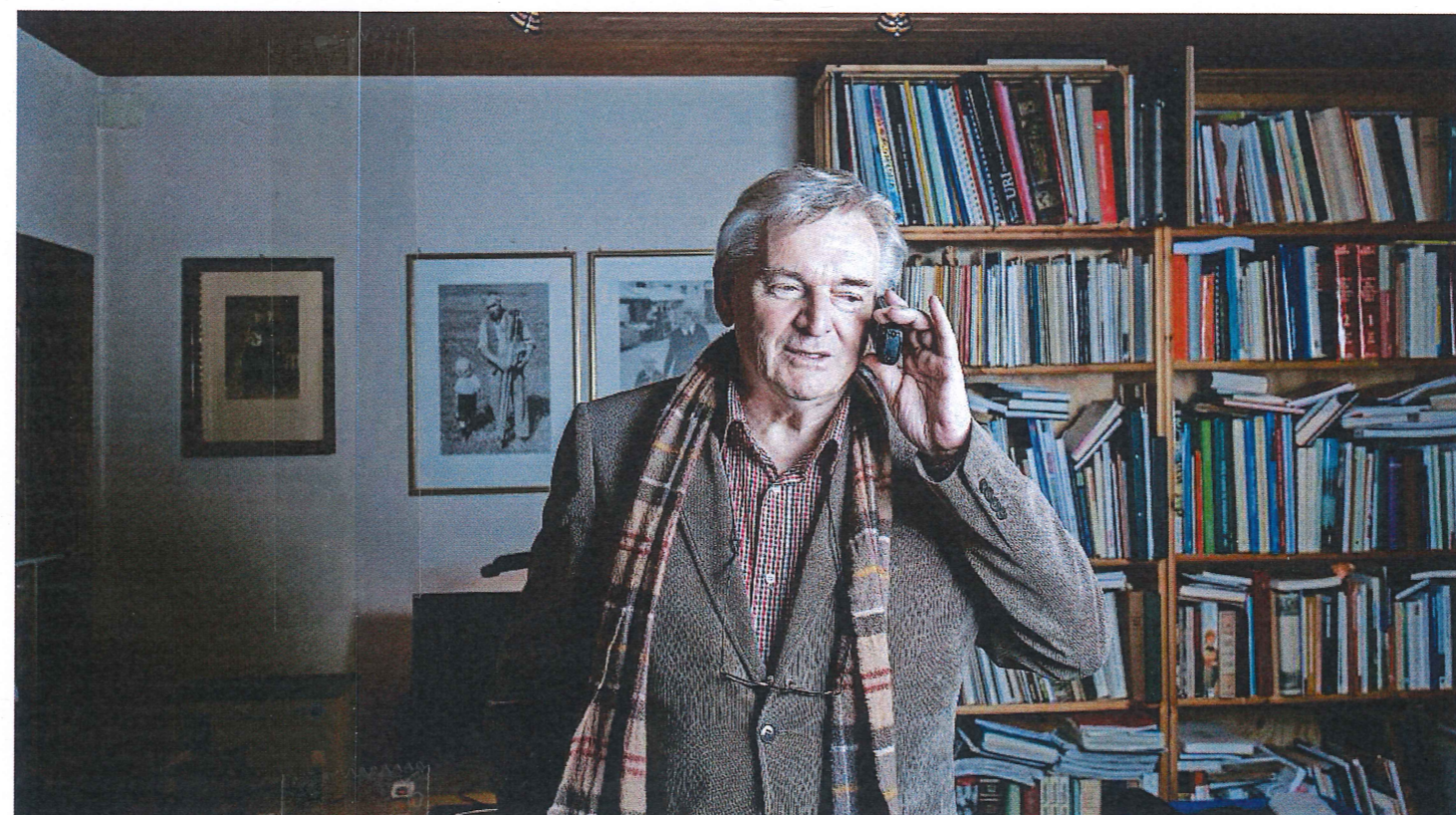


«Die Gegenbewegung zur Gleichgültigkeit zeigt sich jetzt»

Fridolin «Osterhazy» Hauser ist Näfelser mit Leib und Seele. Im Interview mit der «Südostschweiz» erzählt er, warum das so ist, wie die Dorfkultur gerettet werden kann und was das mit dem Widerstand gegen Vorlagen des Gemeinderates zu tun hat.



Nimmermüde: Fridolin Hauser organisiert auch im Pensionsalter noch viel. Und beobachtet das Geschehen im Kanton, auch wenn er nicht mit allem einverstanden ist.
Bild Sasi Subramaniam

«Die Dorfkultur verschwindet ja nicht nur in Näfels, sondern überall in der Schweiz. Die Ursachen muss man darum nicht in der Fusion suchen.»

Kultur zerbröckeln lassen. Darum ist sie ja nicht nur in Näfels, sondern an vielen Orten in der Schweiz am Verschwinden. Aber nach der Fusion ist etwas passiert.

Was denn?

Die Verwaltung hat sich von den Bürgern entfernt, die Wege sind länger geworden. Ich will betonen: Ich bin überzeugt, dass die Politiker und Verwaltungsangestellten in den Gemeinden ihre Arbeit so gut wie möglich erledigen. Aber sie arbeiten auf einer ganz anderen Ebene, als die Bürger leben. Wir Näfelser denken nicht in Glarus-Nord-Dimensionen. Unsere Lebenszellen sind die Turnvereine, die

Stammbeiz, die Dorfläden oder die Trottoirs im Dorf. Einem Mühlehorner ist doch die Kanalisation in Bilten völlig egal.

Aber es ist doch gut, wenn jemand das grosse Bild im Auge behält, die Investitionen so plant, dass es in Näfels ein Trottoir und in Bilten eine Kanalisation gibt?

Ja, aber die Politik muss darum bemüht sein, ihre Arbeit gegenüber der Bevölkerung zu erklären. Sonst erleben wir einen Realitätsverlust der Behörden, die in einer technokratischen Expertenwelt leben. Es ist die Verantwortung der neuen Gemeinde, die kurz geschlossenen All-

von Sebastian Dürst

Fridolin «Osterhazy» Hauser ist weit über die Näfelser Dorfgrenzen hinaus bekannt: Als oberster Fridolin, als Fahrts-Fan, als Moderator von Anlässen und als ehemaliger Gemeindepräsident. Vor seiner Pensionierung war er Berufsschullehrer und Rektor. Er ist aber auch Experte für Dorfkultur, die er hochhält. Er analysiert, wie man trotz fusionierter Gemeinden einen Zusammenhalt der Bevölkerung herstellen kann und wer dafür verantwortlich ist, wenn das nicht klappt. Hauser ist 78-jährig und lebt nach 26 Auswärtsjahren – natürlich – in Näfels.

Herr Hauser, meine Mutter ist eine Gallati. Sind wir beide eigentlich miteinander verwandt?

FRIDOLIN HAUSER: Im Glarnerland sind alle miteinander verwandt. Zum Glück haben wir jetzt Zuzüger, die den Genpool etwas erweitern. Als ich noch Gemeindepräsident war, haben wir einmal nachgeforscht, wer aus dem Rat mit Korpskommandant Feldmann verwandt war. Was denken Sie?

Keine Ahnung. Die Hälfte?

Nein, alle. (lacht)

Ich frage nach der Verwandtschaft, weil man das in Näfels macht, wenn man jemanden trifft, oder?

Die wahren Näfelser müssen nicht darüber sprechen, sie sehen einem den Genpool von Weitem an. (lacht) Aber im Ernst: Wir sprechen hier von etwas, das am Zerbröckeln ist. Ich kenne, wenn ich über den Friedhof in Näfels schreite, längst viel mehr Leute, als wenn ich durch das Dorf gehe.

Und das ist schlecht?

Nein, es ist anders. Dass man alle Leute im Dorf kannte, hatte ja auch seine Kehrseite: Die soziale Kontrolle war viel stärker. Ich wohne in der Gerbi in Näfels. Wenn dort früher einer im obersten Haus geniest hat, hat ihm der im untersten Haus Gesundheit gewünscht. Wenn einer am Sonntag nicht in der Kirche war, ist das am Stammtisch sicher diskutiert worden. Wenn sich die Leute weniger kennen, gibt es auch weniger soziale Kontrolle. Das gibt mehr Spielraum, was ja nichts Schlechtes ist.

Ich kann fast nicht glauben, dass Sie dem alten Näfels nicht nachtrauern.

Für mich ist und war Näfels nicht in seinem aktuellen Zustand die Heimat, sondern als etwas Vergangenes. Dass das Dorf nicht mehr ist, wie es in meiner Jugend war, trifft mich nicht. Meine Heimat ist die Erinnerung an früher, daran halte ich mich fest. Man darf die Beziehung zu den eigenen Wurzeln nicht mit der Sturheit verwechseln, dass man jede Veränderung verhindern will.

«Ich kenne, wenn ich über den Friedhof in Näfels schreite, längst viel mehr Leute, als wenn ich durch das Dorf gehe.»

Sie begrüssen also, dass sich Näfels vom in sich geschlossenen Kosmos in eine Ansammlung von Häusern verwandelt, deren Bewohner keine Beziehung mehr zueinander haben?

Nein, so ist es auch wieder nicht. Natürlich war es mir lieber, als die Kirche am Sonntag noch fix im Terminplan war. Wir verlieren sehr viel, wenn wir den neuen Spielraum nur dazu nutzen, den Individualismus auszuleben. Die sozialen Bindungen haben ja nicht nur bei mir ein Heimatgefühl geschaffen. Diesen Zusammenhalt muss man wieder mehr wertschätzen, aber auf die gleiche Weise wie früher funktioniert das nicht mehr.

Die Gemeinde Näfels gibt es seit sechs Jahren nicht mehr. Hat der Zerfall der Dorfkultur etwas damit zu tun?

Dazu muss ich ein wenig ausholen: Die Fusion war ein Hauruck-Entscheid an der Landsgemeinde. Ich kann mich noch gut erinnern, mit was für einem Hurra sie an der ausserordentlichen Landsgemeinde bekräftigt wurde. Ich habe aber das Gefühl, dass die Bürger sich nicht bewusst waren, was für einer Fusion sie zugestimmt haben. In erster Linie geht es hier um eine Verwaltungsreform, die die Verwaltung einfacher und effizienter machen soll. Mit der Dorfkultur hat sie erst einmal also nichts zu tun...

... aber die Verwaltungsebene in den Dörfern ist ja doch weggefallen?

Dazu komme ich noch. Was mir wichtig ist: Die Fusion an sich ist nicht für die Veränderungen verantwortlich. Die neuen Kommunikationsmöglichkeiten, die Mobilität, der Wohlstand, diese Dinge haben die

tagskontakte zu ersetzen, die es nicht mehr gibt.

Warum?

Weil sonst das passiert, was wir im Moment gerade erleben: Die Gleichgültigkeit breitet sich flächenbrandmässig in Glarus Nord aus.

Die letzten Gemeindeversammlungen im Kanton zeigen etwas anderes: Die Leute setzen sich für etwas ein, auch gegen den Gemeinderat. Seien es Nutzungspläne oder Schulen.

Zum Glück! Sie beginnen sich für Partikularinteressen zu wehren. Sie haben recht: Das Jahr 2017 war nach meinem Dafürhalten tatsächlich ein Wendepunkt. In Glarus Nord haben die Bürger den Nutzungsplan und eine Steuererhöhung abgelehnt und dem Gemeinderat die Kompetenzen für Flugplatzverhandlungen begrenzt. In Glarus wurde der Linthsteg zurückgewiesen. Und in Glarus Süd haben die Bürger nach dem Nutzungsplan auch die Schulreform abgelehnt. Das ist der Beginn einer Gegenbewegung zur Gleichgültigkeit.

Was bedeutet das für die Dörfer?

Langfristig kann man sich davon eine heilende Wirkung erhoffen. Die Gemeinderäte merken, dass sie Kritik nicht nur unter den Teppich kehren können, sondern offen damit umgehen müssen. Wir machen in Glarus Nord Bücher über das Gelingen der Fusion, das noch nicht Gelingen wird verschwiegen. Die Räte müssen merken, dass sie von der Verwaltungsebene nicht eine Dorfkultur diktieren können.

Was sollen sie denn sonst machen? Einfach zusehen, wie der Zusammenhalt verloren geht?

Nein, sicher nicht. Wir müssen mehr Feste feiern! Aber nicht bei Anlässen, mit denen ganz Glarus Nord pauschal zusammenwachsen soll und die von der Verwaltung organisiert werden. Die Gemeinde soll die Voraussetzungen schaffen, damit die Dörfer von selbst wieder zu mehr Leben kommen. Ich stelle mir das so vor, wie wir es in Näfels 1988 zur 500-Jahr-Feier der Schlacht bei Näfels gemacht haben: Wir haben nicht ein offizielles Fest gemacht, sondern die Vereine unterstützt, wenn sie eines organisieren wollten. Zum Beispiel mit kostenlosen Veranstaltungsräumen, mit einfachen Bewilligungsverfahren und so weiter. Das hat funktioniert: Am Schluss hatten wir mehr als hundert Anlässe, deren Inhalt wir nicht bestimmen konnten. Sobald

«Die Gemeinde soll Rahmenbedingungen schaffen. Was damit passiert, muss sie der Privatinitiative überlassen.»

man etwas verstaatlicht, zerstört man die Privatinitiative. Wenn wir das Festen verstaatlichen, zerstören wir damit eben genau die Vereine, die wir erhalten wollen.

Und Sie meinen, dass man den Zusammenhalt nur über das Festen herstellen kann?

Nein, das ist nur ein Beispiel. Aber die Gemeinde muss sich ihrer Rolle bewusst werden: Rahmenbedingungen schaffen, damit Begegnung und Originalität geschehen können. Alles Leben ist Beziehung.

Und damit sind wir wieder am Anfang des Gesprächs: Mit der neuen Freiheit wollen sich immer weniger Leute für die Gemeinschaft einsetzen. Die Fridolin Hausers, die unzählige Veranstaltungen durchführen, sterben in unserem Kanton doch langsam aus.

(lacht) Ich bin ja noch da! Im Ernst: Ich bin da nicht so pessimistisch. Wenn man der Bevölkerung gute Möglichkeiten schafft, sich zu engagieren, wird sie das auch tun. Unsere Stärke ist die Kleinheit des Kantons: Man kann als Einzeller sehr viel bewegen. Wenn jeder, der sich für etwas interessiert, nur bei einem Anlass im Jahr mithilft, haben wir einen sehr, sehr lebendigen Kanton. Bei den Jungen sind das vielleicht nicht mehr Chränzli und Stubete, sondern andere Formen der Begegnung.

Und dann werden auch die Gemeindeversammlungen besser besucht?

Wenn man die Gemeindeversammlungen wie bis anhin organisiert, dann nicht. Ich stelle mir die Gemeindeversammlungen der Zukunft vor wie eine kleine Landsgemeinde: An einem Sonntag, umzingelt mit einer Chilbi, Ständen, Vereinen, die eine Beiz organisieren oder ein kleines Theater. Oder wie das gelungene Eröffnungsfest am Silvester 2010. Dann kommen die Leute. Vielleicht wird dann wieder so diskutiert wie früher, als Begegnungen und Dialoge noch sehr lebhaft waren. Die politische Kultur ist eins, aber unsere Lebenskultur ist alles, und auch die Tageszeitung ist ein Teil davon.